

Kindheitserinnerungen an Tübingen

Aus Briefen an einen heimatvertriebenen Dichter

Von Angelika Bischoff-Luithlen

An der „akademischen Rennbahn“

Die Wilhelmstraße, an der wir wohnten, und die vom Stadtinnern Tübingens, vom Markt- und Ladenviertel zur Universität, zu den Instituten und Kliniken führt, ist die schönste, liebste, bedeutsamste und auch sinnbildlichste Straße meines ganzen Lebens gewesen und geworden. Habe ich mich nicht durch alle meine Tage auf der Straße zwischen Geist und Prosa hin- und herbewegt, bin ich nicht immer irgendwie unterwegs auf ihr wie damals, als ich mit Werner und mit meinem „Radelrutsch“ (es war das erste seiner Art in Tübingen) auf ihr entlangraste? Oft will mir scheinen, als sei die Kindheit viel eher ein Modell als eine Grundlage des späteren Lebens!

Wir waren stolz auf unsre neumodischen Gefährte; wir nahmen sie überall hin mit und gingen überhaupt nicht mehr zu Fuß, wie dies bei leidenschaftlichen Autofahrern der Fall sein soll. Wir kannten jeden Sprung im Pflaster, jeden kleinen Buckel im Bürgersteig, ja jede Höhlung unter diesem – der jeweilige Ton der damals noch nicht gummibereiften Räder zeigte uns das an. Vom „Museum“ an, das damals eine Wirtschaft mit angebautem Theater- und Konzertsaal war, bis zu jener Ammerbrücke war die Rennbahn glänzend und ohne jede Unterbrechung; ärgerlicher war die andre Straßenseite, vom Kaufmann Rieckert über die „Traube“ und die heutige Osiandersche Buchhandlung, an unserm und Siebecks Haus vorbei bis zum berühmten „Lembo“, der Bäckerei und Weinstube, denn hier gab es Unterbrechungen durch Kopfpflaster und Randsteine. Trotz dieser Schwierigkeiten unternahm ich aber bereitwillig alle Einkäufe beim Kolonialwarenhändler Rieckert, wo es gut roch und nach „Soll und Haben“ aussah. Für meinen Vater mußte ich einmal dort eine besondere Zigarrensorte holen, die er mir aufgeschrieben hatte. Da er, wie alle Mediziner, eine unleserliche Handschrift besaß, gab mir Herr Rieckert eine riesige Tüte Zitronen mit, er hatte dies statt Zigarren entziffert. Natürlich wurde ich mit Schimpf und Schande und einem lesbaren Zettel wieder zurückgeschickt. Doch diese Geschichte gehört in eine spätere Zeit; mein Vater war über die Kriegsjahre

nicht zu Hause und tritt daher vorerst in meiner Geschichte noch nicht auf. Also schon wieder ein literarischer Unglücksfall, den Sie mir vergeben müssen! Mit diabolischem Vergnügen wartete ich mit meinem Vehikel auf den Zeitpunkt, wo die Kollegs aus waren, denn dann konnte ich mit viel Schwung auf der Museumsseite in die entsetzt ausweichenden Studentenschwärme hineinfahren. Diese tägliche Flut der Wissensdurstigen machte die Wilhelmstraße so liebenswert, denn wie der Meeresstrand, so hatte auch sie ihre Ebbe- und Flutzeiten wie kaum eine andre Straße. Von der „Uni“ bis zum Museum funkelten die bunten Mützen noch alle lustig durcheinander wie die Steinchen in meiner Mutter Räucherwerk, dann schieden sich die Geister nach Farben und Bändern und bildeten „Ständerlinge“ an traditionellen Plätzen: beim Schimpfack, beim Ballhaus, beim Roos, beim Rauscher, bei der Deutschen Bank sah man Gruppen und Grüpplein beim Nachrichtenaustausch. „Beim“ ist hier eine mundartliche Wendung, aber so typisch für dies Sich-um-jemand-Gruppieren, daß ich sie stehen lasse; sprach man doch in Tübingen auch von den Professoren, etwa denen der medizinischen Fakultät, auf diese gemütliche Art: „beim Otfried“, „beim Gaupp“, „beim August Mayer“ hieß es da.

Wie eine Stadt ohne den studentischen Gezeitenwechsel überhaupt bestehen konnte, konnte ich kleines Mädchen mir nicht vorstellen. Auf Schritt und Tritt traf man sie, sie waren überall, in Familien, Straßen, Läden und Veranstaltungen, die buntbemützten „Studiker“, zu denen wir wie zu Halbgöttern aufsahen. Natürlich wußte ein Tübinger Kind, wie die Farben waren, was etwa Ghibellinen, Frankonen, Roigel, Westphalen und Normannen trugen. Vom Sinn – oder Nichtsinn – der studentischen Verbindungen wußten wir nichts, sie waren eben da und füllten Häuser und Gassen mit pulsierendem Leben. Und dieses fühlten wir mit; wir spürten die strahlende Fröhlichkeit der Stiftungsfeste, wenn die alten Herren jovial durch die Straßen bummelten, denen das bunte Deckelchen lustig genug zu Gesicht stand, wenn es Damen und „Verbindungsschwestern“ gab, wenn der „Landesvater“ gesungen

wurde, wenn alles nach Blumen roch und die ganze Wilhelmstraße lachte und sang bis in die Sommer-
nächte hinein.

Von 1914 bis 1918 allerdings war der Wellenschlag stiller geworden, dafür gab es Fahnen und Soldaten auf unsrer Straße. Auch durfte ich mich bei Truppendurchmärschen an den Straßenrand stellen und die Feldgrauen mit Blumen und Zigaretten bewerfen, was mir großen Spaß machte, da ich vom mörderischen Handwerk dieser Männer nichts begriff. Einer meiner Vettern, der Offizier war, war eine Zeitlang mit seiner Mannschaft in Tübingen stationiert; wenn er an der Spitze seiner Leute zu Übungen ritt, beugte ich mich, gewaltig stolz, weit über die Heliotropkästen meiner Mutter hinaus, um dem so erhöhten Verwandten kräftig zuzuwinken. Welches Glück, wenn er vom „hohen Roß“ aus zurückwinkte! Später wurde dieses Vorbeiwinken noch spaßhafter. Meine Mutter, die eine Ader für Volkslieder besaß, erkundigte sich oft bei jenem Vetter nach den damals geläufigen Soldatenliedern und schrieb den Text auf. Das Lied „I bin Soldat, vallera, und hab ein Bart, vallera“ gefiel ihr so gut, daß der junge Offizier sich den Spaß machte, dies nun immer bei unserem Haus singen zu lassen. Wie mir das Herz ob dieser Huldigung hüpfte!

Aber es gab noch viele andere Gelegenheiten, um sich die Fensterplätze an den Heliotropkästen zu erobern, die ärgerlicherweise dann oft genug von Bekannten besetzt wurden, die nicht, wie wir, das Glück genossen, an der Wilhelmstraße zu wohnen. Da waren die großen Fackelzüge der Studentenschaft zu Ehren eines Professors oder Rektors der Universität, oder die langen Leichenzüge, wenn ein solcher gestorben war und sämtliche Verbindungen ihre Abordnungen schickten. Besonderen Eindruck machten mir hierbei die großen Augen, die die Pferde der schwarzen und silberbetreften Schabracken halber bekamen; dies schienen mir ganz andere, ganz extra traurige Tiere zu sein und ich schaute immer besonders nach ihnen aus. Eine ebenfalls nicht fröhliche Prozession war die, die nach Ankunft der Züge zur Behandlung in die Kliniken strömte. Auch solche betäubten Gäste hatten wir manchmal, die für ein Leiden oder für eine Verwundung Heilung suchten und die Wartezeiten bei uns verbrachten. Für schwerkranke Klinikbesucher gab es einen Beförderungsdienst, damals eine Kutsche mit einem oder zwei Pferden davor. Während des Krieges lahmte eines von ihnen lange Zeit und meine empfindsame Tante brach immer in neue Klagen über das „arme, arme Klinikpferd“ aus, wenn es mit seinem Gefährt übers

Pflaster geholpert kam. Mich rührte das nicht wesentlich; mit Kurt Bosch, einem neuen Freund und Enkel des Hausherrn Keller hatte ich ein besonderes Wilhelmstraßen-Spiel erfunden, es hieß „Gespensterles“ und war besonders in der Dämmerung wirksam. Man hatte sich nur der Länge nach in den Rinnstein (schwäbisch Kandel) zu legen und mit allerhand schaurigen Gebärden aufzufahren, wenn Leute des Weges kamen. Sie erschraken dann schon.

Fluß im Morgenstrahl

Mein Gewissen ist schlecht, lieber Freund, und zwar dem guten alten Neckar gegenüber, der bis jetzt nur bei der Beschreibung der Ammerängste aufgetaucht ist und nicht gut wegkam. Diese meine Abneigung gilt aber nur für den Teil des Neckars, wo er durch die Ammer verstärkt und schmutzig gefärbt unter der Eberhardsbrücke dem Stauwehr zufließt, später auch die Steinlach noch aufnimmt und dann brausend über das Wehr flutet; dort mochte ich nicht lange stehen, und die mutigen Kahn- oder Faltbootfahrer, die sich ein Vergnügen daraus machten, mit hinauszuschießen, um sich unten aufklatschen zu lassen, kamen mir unbegreiflich und noch lebensmüder als Selbstmörder vor. Oberhalb des Ammereinflusses aber liebte ich diesen hellen und so württembergischen Fluß, denn ich hatte jedes Wasser gern, das klar war und gut roch, und das tat der Neckar da oben unbedingt. Auch ist er dort durch die Platanenallee schön sauber in zwei Hälften geteilt; friedlich wie zwei alte Eheleute fließen Neckar und Kanal hüben und drüben dahin und sind so still und ungefährlich, daß die Studenten bei abendlichen Lampiongondelfahrten dort ihre Mädchen ins Wasser kippten, um sie mit geschwellter Heldenbrust wieder herausziehen zu dürfen – was mit Lebensgefahr nicht viel zu tun hatte. Ich allerdings wünschte mir nicht, jemals eine solche Heldenbraut zu werden, denn wer konnte auf die Zuverlässigkeit des Ritters bauen? Wer konnte wissen, ob man nicht doch in Ammerrichtung abgetrieben werden könnte?

Trotzdem bin ich oft und oft Kahn gefahren; weiß Gott, es fanden sich immer wieder Leute, die uns dazu einluden, und meine Mutter ruderte gern; es war der einzige Sport, bei dem sie ihre Gehbehinderung nicht spürte. Die Tour ging meist durch den Kanal strömungsaufwärts, vorbei an einem Eckhaus, wo meine Tante gewohnt hatte, bei der ich Schildkröten zu baden pflegte, und an der damaligen Tübinger Chronik, die inzwischen mehrmals den Namen gewechselt, aber immer im gleichen Haus und bei den

gleichen Druckmaschinen geblieben ist, die zu unsrer Begleitmusik still vor sich hinrasselten. Es kam das zierliche Bogenbrücklein, über das wir beim herbstlichen Laternegang wohl zehnmal auf und niedermarschierten, weil das so hübsch hallte und jedes Kind seinen Lampion im Wasser mitwandern sah, und dann ein stilles und grünes Uferstück, vorbei am Seufzerwäldchen mit seinen starkduftenden Quecken, Storchschnäbeln und dem possierlichen Springkraut. Es kamen flache Stellen im Fluß, wo wir das Ruder aushängen und uns stehend mit „Staken“ weiterbefördern mußten; dies sah so stolz aus, fast so großartig wie bei den Studenten, die das, waghalsig auf der hintersten Spitze ihres Verbindungskahnes stehend, gern übten. War die teilende Landzunge und ein Stück des Seufzerwäldchens passiert, an das wohl jeder Tübinger schlechtriachende Erinnerungen hat, dann kam das allerschönste Stück Neckar. Etwas Schöneres gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr! Dann glitten wir, mit angelegtem Ruder und gegen die Strömung haltend, damit uns nichts entgehe: nicht die köstlich wellenumsäumten Semiramisgärten der Neckarhalde, nicht das schöne Ufer des Dekanatsgartens mit seinem einsamen Kahn; nicht der kühle Schatten der herrlichen alten Platanen im grünsilbernen Wasser, die Häuser und Häuslein, die Fahnenstangen und Boote, das Wasserglucksen im Nachhall der Allee, die unendlich hoch aufgetürmten und doch gemütvollen Gebäude von Stift und Bürse, der Hölderlinturm, das Geigerhäuslein mit seiner kleinen

Plattform, die Verbindungskähne, die winkelige und giebelige Front der Neckargasse – trutzig bewahrt vom Schloß und mütterlich behütet von der Stiftskirche. Sie kennen dieses Stadtbild, mein lieber Freund; jeder Deutsche kennt es und die Bilder davon gehen in die Millionen. Aber in meiner Kinderseele wurde es kostbar aufbewahrt, als Schatz und nicht als Klischee. Ich bekam früh eine kleine Mörikeausgabe in die Hände und studierte seine Gedichte, kaum, daß ich lesen konnte: dort, am grünen Ufer des Dekanatsgartens, den ich manchmal besucht hatte und dessen stillgrünes Paradies mir unvergeßlich im Gedächtnis leuchtet, dort mußten diese Zeilen entstanden sein:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
 Empfange nun, empfang
 Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
 Und küsse Brust und Wange!

Ja, der Neckar – er fädelt all meine Tübinger Bilder auf seine silberne Schnur; er ist je und je der Inbegriff der Heimat geworden, ob er nun morgenklar glänzt, ob er an Sommerabenden zum Platzkonzert aus der Platanenallee lampionbehangene Schifflein schaukelt oder zur Winterszeit sogar Schlittschuhläufer trägt. Ach, ich wüßte nicht, was ich begänne, wenn ich einmal denken müßte, ich könnte dies Bild nie mehr wiedersehen – und ehrfürchtig gedenke ich Ihren immerwährenden, lebendigen Schmerzes, lieber Freund!

Erste Mahd

Die Sonne sirrt am Wiesenhang,
 hinschwelt die Luft voll Grillensang,
 der mit den Düften wegwärts quillt.
 Der Kuckuck ruft sein helles Wort
 waldaus, waldein in einem fort;
 der Lerche Lied den Himmel füllt. –
 Nun, da die Sonne golden sinkt,
 die Wolke purpursaumig zieht,
 erklingt der Sense Dengellied.
 Und wann der Tau am Grase blinkt,
 fällt müd die Lerche in die Saat –
 reiht still der Mähder Mahd an Mahd.

Franz Georg Brustgi